

Frisst das Pfärd jetzt Kartoffle? : aktuelle Tendenzen des Sprachwandels im Schweizerdeutschen

Autor(en): **Graf, Martin Hannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **71 (2015)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frisst das *Pfärd* jetzt *Kartoffle*?

Aktuelle Tendenzen des Sprachwandels im Schweizerdeutschen¹

Von Martin Hannes Graf²

Das Schweizerdeutsche als Dialekt des Deutschen in der Schweiz ist bekanntlich eine hauptsächlich gesprochene Sprache; sie wird im Rahmen der «medialen Diglossie» als Hauptvarietät neben dem vorwiegend geschriebenen oder in offiziellen Kontexten verwendeten Schweizerhochdeutschen gebraucht. Die Normiertheit oder Normierbarkeit des Dialekts als «Sprache der Nähe» ist natürlich sehr begrenzt. Insofern kann auch die Beschreibung von Sprachwandel nur auf einem Hintergrund geschehen, der eine gewisse Beschreibbarkeit erst zulässt: Diesen Hintergrund können etwa die traditionellen Mundartgrammatiken und -wörterbücher bilden, ferner der Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) oder auch geschriebenes Schweizerdeutsch (etwa in der Belletristik).

Dieser Sprachstand ist es auch, der im Folgenden mit «älterer» oder «traditioneller» Mundart gemeint ist (vornehmlich aus dem Grossraum Zürich/Ostschweiz). Doch jedermann wird sicherlich schon ganz persönlich die eine oder andere Beobachtung gemacht haben, die eine sprachliche Eigenheit des «Heute» von einer des «Früher» abgrenzt. Und auch diese Beobachtungen sind wertvoll, denn sie zeigen, dass sprachliche Veränderungen im Rahmen einer gesprochenen Varietät generell stärker wahrgenommen werden als die Veränderungen in einer standardisierten Varietät.

Allerdings gab oder gibt es weder das Schweizerdeutsche als geographisch klar bestimmbare Einheitssprache, noch kann für alle Sprecherinnen und Sprecher des Schweizerdeutschen im Hinblick auf

1 Ursprünglich erschienen in: *Shriebe* und *Schwetze* im Dialekt. Die Sprachsituation in der heutigen Deutschschweiz. Deutschblätter 2014, Hg. Verein Schweizerischer Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer, S. 11–19 (www.vsd.ch > Deutschblätter > Archiv)

2 Dr. Martin Hannes Graf ist Redaktor am Schweizerischen Idiotikon – martin.h.graf@idiotikon.ch

den Sprachwandel von einem einheitlichen, synchronen und gleichgerichteten Wandel gesprochen werden. Auch das, was heute als traditionell – viele meinen: «richtig» – gilt, basiert immer nur auf der Wahrnehmung eines Augenblicks in einem historischen Kontinuum.

1. Ursachen und Mechanismen von Sprachwandel

Sprachwandel ist ein universaler Prozess, der universalen Gesetzen gehorcht und dessen Mechanismen auf das Leben einer Sprache stets ähnlichen Einfluss haben. Man kennt diese Mechanismen inzwischen recht gut, und sie zu verstehen, heisst: das Wesen von Sprache verstehen. Dieses ist in erster Linie Kommunikation, erfolgreiches Handeln mit den Mitteln sprachlicher Zeichen, Verständigung und Verstehbarkeit unter dem Vorzeichen der Vermeidung von Missverständnissen. Erfolg beim sprachlichen Handeln garantiert dabei immer die Benutzung derjenigen sprachlichen Ausdrucksweise, die der Situation am angemessensten ist, also möglichst weit reichende kommunikative Geltung hat und die Chance verspricht, mit dem Kommunikationspartner die optimale Verständigung zu erzielen. Das Eingehen auf den Kommunikationspartner erfordert dabei immer ein bestimmtes Mass an Kompromissbereitschaft, auch an Unterordnung, jedenfalls ein Sich-Einlassen auf die sprachlichen Möglichkeiten des Gegenübers.

Es scheint, dass dieses Sich-Einlassen zu den zentralen Motoren des Sprachwandels gehört, insofern als die Wahl der sprachlichen Mittel stets explizit signalisieren soll, dass man sich versteht. Sprachliche Anpassungsbereitschaft ist dabei immer nur dann als solche erkennbar, wenn sie ein bisschen über das Ziel hinausschiesst: Wer also – um ein populäres Beispiel zu gebrauchen – sein weibliches Gegenüber als *Frau* anspricht oder bezeichnet, verwendet ein Wort, das ursprünglich nur für die Herrin galt, der Sprechende ordnet sich also unter, zunächst bewusst, später unbewusst. Hat sich *Frau* als Normalwort etabliert, bedarf es eines neuen, um Ehrerbietung auszudrücken: *Dame*, ein Wort, das ursprünglich nur für die Frau von adligem Stand galt. Und so schreitet dieser Prozess fort. Entscheidend ist dabei: Niemand *will* oder *steuert* diese Prozesse bewusst, aber sie verlaufen trotzdem unaufhaltsam.

Eine Metapher aus der Sprachwandelforschung ist denn auch die der «unsichtbaren Hand», die den Wandel lenke. Sie lenkt jedoch längst nicht nur den Bedeutungsgehalt von Wörtern, sondern auch deren lautliche Form, deren Flexion, deren Position im Gefüge von anderen Wörtern usw.

Ein Beispiel aus dem Schweizerdeutschen mag dies verdeutlichen: Während traditionell und bodenständig im Schweizerdeutschen für «Pferd» das Wort *Ross* gilt, scheint sich seit einigen Jahren das standarddeutsche Wort *Pferd* (bzw. *Pfärd*) einzubürgern, ein Wort, das höherwertige Geltung verspricht. Im Unterschied zur Allgemesprache gilt nämlich in der Fachsprache das *Pferd* etwa der Reiter, der Artisten oder der Dragoner seit jeher auch im Dialekt als die übliche Bezeichnung. Zusammen mit dem auch in der Schriftsprache allgemeineren Begriff vermittelt *Pferd* mehr Prestige als das zunehmend als plump empfundene *Ross*. Früher oder später dürfte also auch *Ross* zunächst im Bedeutungsgehalt absinken, bevor es demaleinst vielleicht ganz verschwindet.

Die meisten Bestrebungen, Sprachwandelprozesse aufzuhalten, scheitern. Lediglich bei Schriftsprachen sind sprachpflegerische Bemühungen mittel- oder gar langfristig erfolgreich. In der Schweiz zeigt dies die Bemühung um die rätoromanische Kunstsprache Rumantsch Grischun, im Deutschen ist die kodifizierte Standard- oder Schriftsprache das Produkt von im weitesten Sinne geplanter Sprachpflege.

Nicht kodifizierte, sprechsprachliche Dialekte sind hingegen kaum «pflegbar» (abgesehen natürlich von künstlerischem Sprachgebrauch), da es sich nicht um von Menschenhand willentlich erschaffene Kunstprodukte handelt, sondern um Kommunikationsmittel, deren Funktionsweisen in evolutionärer Art einem steten Optimierungsprozess gehorchen. Sprecherinnen und Sprecher verhalten sich im Alltag nämlich selten bewusst sprachpflegerisch, sondern sie möchten lediglich verstanden werden. Denn wenn etwas im Kommunikationsprozess bedroht ist, ist es nie das Mittel selbst, sondern nur das Kommunikationsziel, das erfolgreiche (Sprach-)Handeln, die Verständigung.

2. Lexikalischer Wandel

Am augen- respektive ohrenfälligsten sind sicherlich Veränderungen, die auf der Ebene des Wortschatzes stattfinden. Dabei sind es vor allem Umschichtungen von einer dialektalen Bezeichnungsvielfalt hin zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise, die dem Sprecherkollektiv auffallen. Solche Umschichtungsprozesse sind auf dem Hintergrund der oben beschriebenen Mechanismen zu verstehen, nach denen Wörter mit der grössten kommunikativen Reichweite solche mit einer kleinräumigeren Geltung verdrängen. Oft ist es die Standardsprache, die als Leitvarietät mit der per definitionem grössten Reichweite einen erheblichen Druck auf die Dialekte ausübt. Dabei kommt ihr zusätzlich das Momentum des Prestiges zu, das über verschiedene Medien kanalisiert wird. Leider gibt es keine Untersuchungen, die grossflächig beschreiben würden, welche Wörter oder Wortschatzbereiche wo und wie stark von standarddeutschem Einfluss betroffen sind. Vorab sind es aber ganz augenscheinlich Wörter, die a) in der Standardsprache keine lautnahe Entsprechung kennen, b) in der Standardsprache einer Subvarietät oder einer regionalen Standardvarietät angehören, oder c) in der Standardsprache semantisch negativ konnotiert sind.

- a) Hier wäre beispielsweise der Ersatz von schweizerdeutsch *Zmorge* durch standarddeutsches *Frühstück* (dialektal dann *Früestück*) zu nennen, das punktuell (jedoch durchaus zunehmend) genannt wird. Prominenter ist der Rückgang von traditionellem *Anke* zugunsten von standarddeutschem bzw. in der Nordostschweiz schon länger vorherrschendem *Butter* (dieses jedoch mit seit alter Zeit changierendem Genus). Aber auch *lisme* wird durch *stricke*, *Stäge* durch *Träppe*, *öppis* durch *was*, *überchoo* durch *bechoo* usw. bedrängt.
- b) Das dialektal und schweizerhochdeutsch verwendete Adjektiv *blutt* scheint der Standardvariante *nackt* zu weichen, ebenso wird *Billett* durch *Fahrkarte* konkurrenziert. Dasselbe gilt für *Herdöpfel*, das vermehrt von schriftsprachlichem *Kartoffel* (*Kartoffle*) bedrängt wird. Auch *arbeite* statt *schaffe* hört man unterdessen häufiger.

- c) Negativ konnotiert oder einer stilistischen Nische angehörend ist das oben erwähnte *Ross*, das durch standarddeutsches *Pferd* ersetzt wird.

Interessanterweise werden die «neuen» Wörter in aller Regel phonologisch integriert, also nicht in der schriftdeutschen Lautgestalt, sondern in mundartlicher bzw. vermundartlichender Weise ins Schweizerdeutsche übernommen.

Neben der Standardsprache sind es aber auch interdialektale Ausgleichsprozesse, die als lexikalischer Wandel empfunden werden. So war das traditionelle Kartoffelgericht, das heute schweizweit als *Rösti* bekannt ist, einst nur im westlichen Schweizerdeutschen als *Rösti* verbreitet. Der Osten kannte etwa *proote Herdöpfel*, *gchocheti Händöpfel* u. ä., die Kantone Luzern und Aargau *Brausi* und *Bräusi*, das Oberwallis *Händöpfel-Choch*. Alle diese Wörter sind stark im Rückgang begriffen, während *Rösti* die eigentliche Monopolstellung einnimmt. Dasselbe gilt, wie eine grosse Online-Umfrage von 2008 gezeigt hat (Glaser, 2013, passim), auch für die Begrifflichkeiten für «zu wenig gesalzen», wo sich *faad* gegen ältere und einstmals regional sehr dominante Varianten wie *liis*, *blööd* oder *lugg* durchgesetzt hat, oder «Kuss», wo sich *Kuss/Chuss* auf Kosten von *Schmutz*, *Schmützli* u. ä. weiter ausbreitet, während das westliche *Müntschli* einigermassen stabil bleibt. Insgesamt ergab die erwähnte Umfrage, dass trotz der Tendenz zu überregionalen Varianten viele der abgefragten alten Mundartwörter tatsächlich noch weit herum bekannt sind und sprachgeographisch raumbildend (nach)wirken.

3. Morphologischer und phonologischer Wandel

Massiv und dennoch kaum wahrgenommen vollzieht sich gegenwärtig Sprachwandel auf der Ebene der Wortbildung und der Formenlehre. Schon älter und vielerorts bereits abgeschlossen sind folgende drei Entwicklungen (s. Lötscher, 1983, 190 ff.):

- Die Formendifferenzierung der Zahlwörter für «zwei» und «drei», die je nach Geschlecht des Bezugsworts traditionell un-

terschiedlich lauten (nämlich männliches *zwee*, weibliches *zwoo* und sächliches *zwei* [und lautliche Varianten]), ist vielerorts zu *zwei* vereinheitlicht worden.

- Die Partizipendungen auf *-et* aus gewissen Verbklassen haben ihr vokalisches Element weitgehend verloren und sind mit denjenigen auf *-t* zusammengefallen. Statt *gmachet*, *gchochet*, *glueget*, *gstuunet* usw. heisst es heute oft *gmacht*, *gchocht*, *gluegt*, *gstuunt*.
- Weitestgehend aus dem Sprachgebrauch gekommen ist auch die Markierung der Dativ-Plural-Endungen wie etwa in den Fällen *bi de Hüüsere* oder *i vier Monete*.

Jünger, tiefgreifender und in gewissem Sinne mit dem letzteren Phänomen zusammenhängend (insofern diese Formen wieder zu hören sind) ist jedoch der Umbau der Pluralendungen insgesamt (vgl. Landolt, 2011, 98 ff., zusammengefasst bei Graf, 2012, 61), besonders im östlichen Schweizerdeutschen:

- Starke Maskulina, bei denen traditionell der Plural nicht vom Singular zu unterscheiden ist, tragen heute in der Mehrzahl meist ein *-e*, etwa in Fällen wie *Bärge*, *Fründe*, *Fiinde*, *Briefe*.
- Auch die starken Neutra tragen heute vielfach bereits ein Plural-*e*. Der Fall von *Chinde* ist schon relativ stabil, Formen wie *Gsetze*, *Haare*, *Jaare* usw. stehen teilweise noch neben den alten *-e*-losen Formen.
- Flächendeckend breitet sich derzeit das Suffix *-ene* als Pluralmarker bei den schwachen Feminina aus. Traditionell galt es für Feminina, die im Singular auf *-i* ausgehen (also *Chetti* → *Chettene*, *Gröössi* → *Gröössene* usw.), heute wird es an allerlei auf Vokal ausgehende Feminina angehängt, vgl. etwa *Fläschene*, *Giigene*, *Familiene*, *Gruppene*, *Chilene* usw. Daneben kommt es vereinzelt auch als Pluralsuffix bei auf Vokal ausgehenden Neutra vor, wie etwa beim Fremdwort *Thema* → *Themene*.
- Nach standarddeutschem Vorbild sind Neutra wie *Ross*, *Fass*, die auch in der Mehrzahl *Ross*, *Fass* lauteten, heute fast ausschliesslich mit Umlaut und *-er*-Plural zu hören, nämlich *Rösser*, *Fässer*. Auch das Maskulinum *Wurm* büsst seinen alten Plural *Würm* zugunsten der mit *-er* erweiterten Form *Würmer* ein. Ähnliches

gilt für *Maa* «Mann», dessen alter Plural *Mane* zunehmend dem standarddeutschen *Männer* weicht. Das Wort *Nuss*, mit altem Plural *Nusse*, wird modern mit Umlaut *Nüss* in den Plural gesetzt. Es ist nicht auszuschliessen, dass sich auch hier dermal einst die sich am Standard orientierende Form *Nüsse* etablieren könnte.

- Ein universales Pluralmorphem ist *-s*. Es tritt neuerdings vor allem bei Neutra, insbesondere Fremdwörtern, auf, vgl. *Autos*, *Velos*, dann auch *Büsis*, *Znüünis* usw., Wörter, deren alter Plural morphologisch unmarkiert war. Doch auch Maskulina (*Studis*) und Feminina (*Zigis*) sind vom *-s*-Plural betroffen, was den Schluss nahelegt, dass vor allem der vokalische Auslaut des Singulars einen *-s*-Plural ermöglicht.

Die phonologische Ebene, die Ebene der Laute, gehört ebenfalls zu den Bereichen, in denen der Sprachwandel stark ist, aber bestenfalls unterschwellig wahrgenommen wird. Er vollzieht sich insbesondere unter dem Druck der Schriftsprache bzw. *-*-aussprache im Bereich der kleinsten Lauteinheiten. Folgende Beispiele hat Landolt (2010, *passim*) zusammengestellt. So werden zunehmend Primärumlaute nach dem Vorbild der Schrift nicht mehr mit geschlossenem, sondern offenem *e* ausgesprochen, *Gäscht* statt *Gescht*, *Gläser* statt *Gleser*, *chräftig* statt *chreftig* usw. Nach der Schrift gehen auch mehr und mehr Aussprachen wie *Erdbeeri* (älter: *Eppeeri*), *Wienacht/-e* (*Wienecht*), *baarfuess* (*baarfis*), *jetzt* (*jetz*), *nur* (*nu*), *Adwänt* (*Apfänt*), *natüürlich* (*natüürli*) usw.; hier werden sprechsprachliche Vereinfachungen, insbesondere Vokalreduktionen und Assimilationen, durch die aus der Schrift gewohnten Lautfolgen ersetzt.

Zurück gehen auch Überbrückungslaute wie das Binde-*n* zwischen vokalisches aus- und anlautenden Wörtern. Sprechsprachliches *Ich wünsche-n-ine-n-en-schöne-n-Aabig* (wo die *n*-Laute freilich teilweise auch etymologisch bedingt sind) hört man inzwischen häufig auch in der Variante *Ich wünsche ine en schöne Aabig*. Zudem vermehren sich in jüngerer Zeit nach standarddeutschem Vorbild diphthongierte Wortformen, die auf mittelhochdeutsches langes *î* zurückgehen, so *peinlich*

statt *piinlich* «peinlich», *scheitere* statt *sch(i)tere* «scheitern», wobei beide Wörter mit der heutigen Bedeutung aber auch erst in jüngerer Zeit aus dem Standarddeutschen entlehnt worden sein könnten und dann phonologisch nur teilweise angepasst wurden (velare Aussprache von *-ch*, mechanischer Ersatz der Infinitivendung *-ern* durch *-ere*).

4. «Lokalradiofutur» und andere Entgleisungen

Die «Mundartwellen» (vgl. zu dem Begriff und seiner Problematik Rash, 2003, 124f.) der letzten Jahre und Jahrzehnte, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen das Sprachbewusstsein in der deutschen Schweiz erfasst haben, haben dem Dialekt nicht nur allgemein mehr Raum im öffentlichen Diskurs verschafft, sondern auch als eine Art Sprachwandelbeschleuniger gewirkt. Wo der Mundart nämlich Domänen erschlossen wurden, die früher der Standardsprache vorbehalten waren, konnten sich nicht nur eigentlich dialektfremde Wörter in der Mundart etablieren, es haben ganze Satzbaumuster, die der Schriftsprache entstammen, im Dialekt Fuss fassen können. Gemeint sind insbesondere Sendegefässe in Radio und Fernsehen, aber auch Kleinkunst, Predigt, parlamentarische Debatten usw., deren Fachjargon eins zu eins in die Mundart übernommen wurde. Schöne Beispiele dieser vielfach ungelungenen, da an sich nicht mundartlichen Sprechweise, publizierte der Zürcher «Tages-Anzeiger» in einem Artikel vom 19. Mai 2011:

- *Er isch en Schatte siner sälbscht.* – In dieser Wort-für-Wort-Transposition von hochsprachlich-poetischem *Er ist ein Schatten seiner selbst* in den Dialekt ist vergessen gegangen, dass der Dialekt eigentlich keinen Genitiv kennt.
- *Ihres Warte hät es Änd.* – An die Stelle von mundartlich «natürlicherem» *Si hät ufghört warte* trat ebenfalls eine Wort-für-Wort-Übernahme einer Fügung aus dem Schriftdeutschen. Funktionsverbgefüge wie *ein Ende haben* sind typische Kennzeichen einer ursprünglich schriftlich geprägten Verwaltungssprache.
- *2012 wird de Zirkus wider z'Züri gaschtiere.* – Die Mundart kennt eigentlich kein periphrastisches Futur mit *werden*. Für Sachverhalte, die eine zukünftige Handlung ausdrücken sollen, werden

üblicherweise Zeitadverbien oder konkrete Zeitangaben, die ihre Zukünftigkeitsanzeigen verwenden. Das Verb *gastieren* ist ebenso wenig traditionell mundartlich, sondern einfach phonologisch in die Mundart transponiert worden. In «natürlicher» Sprechweise würde man vermutlich *2012 isch de Zirkus wider z'Züri* sagen. Der Journalist nennt das Phänomen nicht untreffend «Lokalradiofutur».

- *Es vo Weschte herbiiziehends Tüüf* – Erweiterte Partizipialattribute, die grosszügige syntaktische Klammern bilden, sind dem Dialekt eigentlich fremd. So praktisch sie in der schriftlichen Geschäftssprache sein mögen, so holprig wirken sie in der Mundart, wo man den Sachverhalt relativ einfach mit einem Relativsatz ausdrücken würde, etwa *es Tüüf, wo us em Weschte chunnt*. Auch die Überführung von *herbeiziehen* in ein pseudodialektales *herbiizie* wirkt deplatziert.

Die Motivik hinter solchen Vermundartungen ist primär der (gute) Wille, dem Dialekt Geltung in Bereichen zu verschaffen, die ihm eigentlich fernstehen bzw. in denen er sich erst beweisen muss. Wo Personen jedoch, wie sie es in der Schule gelernt haben, ihre Texte in Schriftsprache vordenen und vorbereiten, geschehen leicht Entgleisungen des obigen Typs. Es kommt hinzu, dass Fachsprachen aus Technik, Wirtschaft, Sport, Verwaltung, Wissenschaft und Politik – die auch im Hochdeutschen leicht zum technolektalen «Verlautbarungsdiskurs» verkommen können – bereits auf eine lange Geschichte schriftsprachlicher Prägung zurückblicken können, während der Dialekt als Kommunikationsform des Alltags, der Nähe, des ungezwungenen Sprechens usw. jene Domänen noch nicht in derselben Weise für sich erschlossen hat.

Wenn also die traditionelle Verteilung der Domänen aus dem Gleichgewicht gerät, sind Mundarten von schriftsprachlichen Mustern strukturell «bedroht», womit sich ursprünglich sprachpflegerische Anliegen in ihr Gegenteil verkehren können. Das zeigt sich heute nicht zuletzt ganz besonders in der Verwendung von Relativsätzen, die mit den Pronomina *der, die, das* anstelle des alten *wo* eingeleitet werden.

Während nämlich die obigen Beispiele wohl eher seltene Extremfälle von Lokalradio-Jargon darstellen dürften, ist die generell weniger auffällige Bildung von Relativsätzen von unterschwellig standarddeutscher Prägung weit mehr betroffen, als es die Alltagssprache von Redensarten und bildlichen Wendungen ist.

5. Ethnolekte

In den Bereich der auffälligeren sprachlichen Erscheinungen des jüngeren Dialekts gehören Phänomene, die in der Öffentlichkeit als «Balkanslang», «Kanaksprache» oder «Kiezdeutsch», in der Sprachwissenschaft neutraler als «Ethnolekt» bezeichnet werden. Gemeint sind Sprechweisen, wie sie von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund, besonders aber auch in imitierender Weise von Komikern gesprochen und/oder gepflegt werden. Man unterscheidet demgemäss drei Formen respektive Stufen des Ethnolekts (vgl. dazu Schmid et al., 2010):

- Der **primäre** Ethnolekt, wie ihn Kinder mit Migrationshintergrund aufweisen, ist gewissermassen eine normale Zweitsprache, die typische Fehler aufweist wie falsche Genuszuordnungen (Typus *de Kaabel*), ausgelassene Konjunktionen (Typus *gömmër Migro*) und vieles mehr, was beim Spracherwerb fehlerhaft gelernt und/oder falsch generalisiert werden kann. Systematisches, das dann in den sekundären und tertiären Ethnolekt überführt und schliesslich das auffällige Sprechen von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund kennzeichnen kann, sind phonetische Eigenschaften der Ausgangssprachen wie beispielsweise die generell stimmhafte Aussprache von *b* und *g* (im traditionellen Schweizerdeutsch stets stimmlos, aber mit der Unterscheidung von «starker» und «schwacher» Realisierung) oder retroflexes *r* in gewissen Positionen.
- Der **sekundäre** Ethnolekt macht sich diese Phänomene dann über die Medien in Persiflagen und Satiren zu eigen.
- Der **tertiäre** Ethnolekt schliesslich ist die Sprechweise der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund, die insbesondere die phonetischen Eigenschaften der primären und sekundären

Ethnolekte aufnimmt und in nicht selten übertriebener Weise verselbständigt. Dazu kommen grammatische, prosodische und phraseologische Merkmale des primären und sekundären Ethnolekts, die sich zu einer – vielfach spielerischen, kreativen und identitätsstiftenden – Jugendsprache gruppieren.

Der Aspekt des Sprachwandels ist hier natürlich nicht überzubewerten. Während einige wenige Forscher eine generelle Vereinfachung der Sprachstrukturen prognostizieren (wie sie Sprachkontakt häufig bewirkt) und Kulturpessimisten befürchten, dass eine ganze Generation von «Balkanslang» sprechenden Kindern und Jugendlichen heranwachse, betonen die meisten Fachleute im Gegenteil die sozilinguistische Kompetenz, die die Jugendlichen mit ihrer Sprechweise an den Tag legten. Tatsächlich scheint sich der sekundäre Ethnolekt stärker auszuwirken, als man es auf den ersten Blick vermuten könnte: Die Jugendlichen greifen demnach oft bewusst Persiflagen auf, wenn sie selber «Balkanslang» reden.

Der Sprachkontakt, so meinen Fachleute, sei jedenfalls nicht überzubewerten, infolgedessen auch nicht die Auswirkung auf den Sprachwandel. Vielmehr seien es verschiedene sprachliche Register, die die Jugendlichen beherrschten, und das Ethnolektale diene häufig eher einer Art Sprachspiel mit humoristischer Absicht. Ein genereller Rückbau grammatischer, prosodischer, phonetischer Strukturen ist jedenfalls nicht zu beobachten.

6. Fazit

Sprachwandel findet immer und überall statt. Er ist nicht nur auf den Austausch von Einzelwörtern beschränkt, sondern vollzieht sich auf allen Ebenen der Sprache wie der Wort- und Formenbildung, der Einzellaute, der Syntax, der Prosodie usw. Wandelerscheinungen, die im Schweizerdeutschen beobachtet werden können, sind insbesondere durch überkantonalen und überregionalen Ausgleich sowie die Wirkung der Standardsprache bedingte Phänomene, die allerdings ihrerseits wiederum ganz unterschiedlich motiviert sind. Gegen den Wan-

del wirken jedoch nach wie vor starke Kräfte der Dialektpersistenz, die sich aus dem Bewusstsein nähren, dass der Dialekt die «erste» Sprache des Deutschschweizers, der Deutschschweizerin ist und unabhängig von Situation und sozialer Herkunft verwendet wird.

Literatur

- Christen, Helen: Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen? in: Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen, hg. v. G. Stickel. Berlin, New York 1997 (Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache), S. 346–363.
- Glaser, Elvira: Online-Befragung: Schweizerdeutsch heute. In: Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz, 5. überarbeitete und erweiterte Auflage, Frauenfeld u.a. 2013 (<http://tinyurl.com/sds-umfrage>).
- Graf, Martin Hannes: Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart, Bern 2012 (Schwerpunktreihe Sprachen und Kulturen 5).
- Landolt, Christoph: Dialektale Morphologie und Morphonologie im Wandel – Beispiel Zürichdeutsch, in: Alemannische Dialektologie. Wege in die Zukunft. Beiträge zur 16. Tagung für alemannische Dialektologie in Freiburg/Fribourg vom 7. bis 10.9.2008, hg. v. H. Christen, S. Germann, W. Haas, N. Montefiori u. H. Ruef. Stuttgart 2010 (ZDL Beiheft 141), S. 97–113.
- Lötscher, Andreas: Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld 1983.
- Rash, Felicity: Die Entwicklung des SchweizerDeutschen aus angelsächsischer Sicht, in: Gömmer MiGro? Veränderungen und Entwicklungen im heutigen SchweizerDeutschen, hg. v. B. Dittli, A. Häcki Buhofer u. W. Haas, Freiburg (Schweiz) 2003, S. 123–130.
- Schmid, Stephan; Tissot, Fabienne; Galliker, Esther: «S Beschte wos je hets gits» oder wenn sich Schweizerdeutsch und Migrationssprachen treffen. In: SchweizerDeutsch 1/2010, S. 11–14, www.ch-dt.ch.
- Schwarzenbach, Ruedi: Urs Albrecht, Sprachvariation und Sprachwandel im Glarner Mittelland. In: SchweizerDeutsch 1/11, S. 21–23, www.ch-dt.ch.